

und oft schroffer Mann der Grundsätze, die er in den parlamentarischen Debatten virtuos vertrat, als ein Mann der Diplomatie und des politischen Kompromisses. Diese Selbsterkenntnis beraubte ihn allerdings der gestalterischen Möglichkeiten, die er als Minister oder gar Kabinettschef seines Königs vielleicht gehabt hätte. So bleibt ein tragischer Unterton in der Biographie Vinckes, der ein solcher handfester Erfolg versagt blieb.

Wie jede gute historische Abhandlung fordert auch Behrs Vincke-Biographie zum Vergleich mit der Gegenwart heraus. Und da schneidet unser modernes parlamentarisches System gar nicht so gut ab. Wer käme heute auf den Gedanken, die Parlamentarier stellten die Elite ihres Volkes dar; welcher häufig nur mittelmäßige Politiker würde sich für ein Ministeramt für ungeeignet halten? Welches Parlament würde sich einen solchen Konflikt mit der Regierung leisten wie das – trotz Dreiklassenwahlrecht – erstaunlich fortschrittlich gesinnte preußische Abgeordnetenhaus von 1861? Die Vorzüge einer Persönlichkeitswahl vor der durch Parteilisten bestimmten werden erstaunlich deutlich.

Es ist nicht das letzte Verdienst Behrs, dass er zu solchem Nachdenken anregt. Vinckes Wirksamkeit als parlamentarischer Redner war zu seiner Zeit enorm; trotzdem gehört er heute doch wohl eher zu den vergessenen Politikern. Behr hat ein neues Licht auf das Leben dieses bedeutenden Westfalen (und überzeugten gläubigen Protestanten) geworfen und dabei gleichzeitig eine entscheidende Epoche im Werden des deutschen Nationalstaats erhellt, die bis heute nachwirkt und des Nach-Denkens wert ist.

Bernd Hey

*Heinrich Rütthing, Gelehrte Bildung und Humor in Bielefeld. Eine Satire auf die Eliten der Stadt Bielefeld und der Grafschaft Ravensberg aus dem Jahr 1692* (14. Sonderveröffentlichung des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg e.V.), Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2009, 77 S., brosch.

2009 gehörte Bielefeld seit 400 Jahren zu Brandenburg-Preußen, und so darf man dieses hübsche und reich bebilderte Bändchen wohl auch als kleines Jubiläumsgeschenk des Verfassers und des Herausgebers an die Stadt Bielefeld und die Grafschaft Ravensberg ansehen. Sein Gegenstand ist eine bisher unbeachtete Archivalie des Bielefelder Stadtarchivs, der sogenannte „Cento poeticus“, ein „Flickengedicht“, von 1692, dessen unbekannter Verfasser unter dem Horaz-Motto „Ridendo dicere verum, quis vetat?“ die Bielefelder und Ravensberger Prominenz dieser Zeit satirisch vorstellt. Das geschieht mit jeweils einem lateinischen, manchmal leicht veränderten Vers, oft von Horaz, so dass Rütthing mit Recht sein Schlusskapitel mit „Gelehrte Bildung in Bielefeld. Oder: Horaz in der Stadt am Teutoburger Wald“ überschreiben kann. „Daß um 1700 gelehrte Bildung in Bielefeld eine Heimstatt hatte“ (S. 67), darf also angenommen werden; schließlich war sogar der Küster Philipp Hermann Heilersieg aus Bielefeld-Altstadt „des Griechischen mäch-

tig und dichtete in dieser Sprache ...“ (S. 41). Die vorgestellten Prominenten, durchweg aus Verwaltung und Kirche, hatten mehrheitlich in Schule und Universität eine Ausbildung in den klassischen Sprachen erhalten, und auch bei den möglichen Lesern des „Cento“ darf Kenntnis der antiken Autoren vorausgesetzt werden. Rüthings Verdienst ist es, die Anspielungen der lateinischen Zitate zu erläutern, und er offenbart dabei eine erstaunliche quellen-gestützte Vertrautheit mit den Bezugspersonen, ohne die dem heutigen Leser der Sinn der satirischen Exemplifizierung verschlossen bliebe.

Natürlich hat Rüthing die Überlieferung des „Cento“ verfolgt, der nicht im Original, sondern nur in einer späteren Abschrift erhalten ist. Und er stellt auch Vermutungen über den Verfasser an, ohne letzte Gewissheit erhalten zu können: Wer war der „boshaft-witzige Mann, der sich in der Bielefelder Gesellschaft bestens auskannte“ und „in der antiken Literatur umfassend bewandert war“ (S. 9)? Ein Lehrer am Bielefelder Gymnasium? Oder Wolff Ernst Aleman, der Verfasser der „Collectanea Ravensbergensia“, der selbst im „Cento“ nicht vorkommt, obwohl er als Amtsschreiber auf der Sparrenburg eigentlich dazugehörte und über eine souveräne Kenntnis der antiken Texte verfügte? Oder gar der letzte der 48 Genannten, Schulze Claudus, der als Zoilus/Zoilos porträtiert wird? Der Verfasser bleibt anonym und war es wohl schon 1692. Er tat gut daran, im Verborgenen zu bleiben, spendete er doch nicht nur Lob und wohlwollende Kritik, sondern konnte auch herbe und schmerzhaft Hiebe austeilen. Persönliche Schwächen werden durchaus neben öffentlichen Verdiensten genannt, und manch prominenter Bielefelder mag sich dem Gespött der Zeitgenossen preisgegeben oder an den Pranger gestellt gefühlt haben. Am schlechtesten kommen die Franziskaner-Mönche in Bielefeld davon: „Mutum et turpe pecus. – Raso sperantes vertice coelum.“ „Stummes und schändliches Vieh. – Mit geschorenem Schädel erwarten sie das Himmelreich.“ – ein Urteil, vor dem dann Rüthing die so Beschimpften doch in Schutz nimmt. Auch manchem Bielefelder Kanoniker wird sein Wohlleben vorgeworfen. Und selbst da, wo die Stellung und Lebensleistung des Genannten dem Cento-Verfasser Respekt abnötigten, vermag er mit feiner Ironie oft doch noch eine respektlose Anspielung unterzubringen. Das arbeitet Rüthing gut heraus, indem er das Originalzitat und dessen, dem damaligen Leser ja zugängliche Fortsetzung nachreicht: gerade Veränderungen und Verkürzungen des originalen antiken Zitats machen ja Absichten des Cento-Schreibers deutlich. Aber, wie gesagt, der Autor kann auch sehr deutlich werden, wenn er etwa dem Richter Albert Dietrich Ubbelohde Bestechlichkeit und dem Advokaten Meyer Käuflichkeit vorwirft oder sich über den großen Altersunterschied des Johann Peter Hoffbauer zu seiner jungen Ehefrau lustig macht („Turpe senilis amor.“). Aktuell bleiben ja Stärken und Schwächen politischer Führungspersonen oder -gruppen bis heute und mit Recht ein Ziel kabarettistischer Satire. Das Bändchen ist – wie durchweg beim Verlag für Regionalgeschichte – liebevoll mit Porträts der Betroffenen und, soweit vorhanden, mit Faksimiles und Abbildungen aufgemacht. Es

zeigt, wie unterhaltsam Geschichte sein kann, aber auch – wie das Horaz-Motto des Lachend-die-Wahrheit-Sagens ebenfalls nahelegt –, wie hinter dem Lachen der bittere Ernst der Wahrheit lauert.

Bernd Hey

*Ferdinand Magen (Hg.), Die Protokolle der reformierten Synoden des Herzogtums Jülich von 1701 bis 1740* (Schriftenreihe des Vereins für Rheinische Kirchengeschichte, Bd. 174), Verlag Dr. Rudolf Habelt GmbH, Bonn 2009, 606 S., geb., 13 sw-Abb. u. 2 farb. Karten

Dieses Buch füllt eine seit langem bestehende Lücke: Die evangelische Kirche des Rheinlandes ist schon seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts mit dem Projekt befasst, die Protokolle der reformierten Generalsynoden der Länder Jülich, Kleve, Berg und Mark sowie der Provinzialsynoden dieser Länder und der ihnen nachgeordneten Klassikalsynoden vollständig im Druck herauszugeben, um die Dokumentation und Erforschung der eigenen Geschichte auf eine dauerhafte und jedermann zugängliche Basis zu stellen. Dieses Jahrhundertprojekt, das die Selbstverwaltung einer presbyterial-synodal verfassten Kirche unter staatlichem Protektorat über die Dauer zweier Jahrhunderte sichtbar macht, ist noch immer nicht abgeschlossen. Während das Generalsynodalbuch mit den Protokolltexten der reformierten Generalsynoden von 1610 bis 1793 seit 1970 vollständig im Druck vorliegt, klaffen in den übrigen Abteilungen immer noch einige Lücken. Die Protokolle der reformierten Synoden des Herzogtums Jülich waren bisher nur für das 17. Jahrhundert veröffentlicht worden, und zwar für die Jahre von 1611 bis 1675 durch Albert Rosenkranz 1972 (Schriftenreihe des Vereins für Rheinische Kirchengeschichte, Band 45) und für die Jahre von 1677 bis 1700 durch Hermann Kelms 1986 (Schriftenreihe des Vereins für Rheinische Kirchengeschichte, Band 86). Nach langjährigen Vorarbeiten ist es nunmehr Ferdinand Magen gelungen, die Protokolle der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts herauszugeben.

Für diese Sisyphos-Arbeit gebührt dem Herausgeber großer Dank. Eine noch sorgfältigere Edition ist schwer vorstellbar. Die eigentlichen Protokolltexte werden ergänzt und erschlossen durch eine editionsgeschichtliche Einführung, durch einen rund 70 Seiten umfassenden Anhang (Tabellen und Übersichten, Worterklärungen, Quellen- und Literaturverzeichnis sowie Orts-, Personen- und Sachindex) sowie durch zwei herausnehmbare historische Karten des Erzbistums Köln mit den Herzogtümern Jülich und Berg (um 1740) und des Herzogtums Jülich (1692) in farbigem Faksimile-Druck. Der Wert dieser „Zugaben“ geht über die bloße Erschließung der Protokolltexte hinaus und erhöht das Vergnügen an der Benutzung dieses Bandes. Inhaltliche Schwerpunkte der Protokolle selbst betreffen die kirchliche Vermögensverwaltung, Kirchenzuchtmaßnahmen, das interkonfessionelle Zusammenleben sowie das Verhältnis von Staat und Kirche unter pfalzgräflich-wit-